

Der Mensch in Not(fallseelsorge) und Krise(nintervention) – welches Menschenbild ist Not-wendig für Notfallseelsorge und Krisenintervention?

Vortrag beim 8. Hessischen Fachtag für Notfallseelsorge und Krisenintervention am 8.4.2006
in Gladenbach

1. „Menschenbilder“: Sinn und Funktion

Der Mensch, ein Wesen zwischen Tier und Gott, eine „erbärmliche Kreatur“ und doch Ebenbild Gottes, die Krone der Schöpfung, geschaffen „wenig niedriger als Gott“ (Ps 8) – und zugleich das größte Raubtier bzw. der größte Schweinehund, der größte Sünder auf Erden, ein Wesen getrieben zwischen „Es“ und „Über-ich“ (S. Freud), oder das einzige Lebewesen, das mit Vernunft und Freiheit begabt ist, das mündig geworden ist (Bonhoeffer), das offene, anpassungsfähige, nicht mehr instinktgesteuerte Lebewesen mit dem komplexesten Gehirn aller Lebewesen, (das einzige Wesen, das seine Kraft und Intelligenz nutzt, um Fußball zu spielen usw.

Sie werden alle, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, im Laufe Ihrer Ausbildungen dieses oder jenes Menschenbild gehört, analysiert und auf seine Folgen hin geprüft – und dann vielleicht doch wieder vergessen oder zur Seite gelegt haben. Es ist ja zunächst eine reichlich abstrakte Materie.

Nervend tauchten diese Menschenbilder gelegentlich als christliches oder humanistisches oder christlich-humanistisches Menschenbild in Parteiprogrammen auf, oft bis zur Unkenntlichkeit gegenüber dem entstellt, was wir Theologen in Bibel und Theologie zum Menschenbild gelernt haben. Noch öfter ohne praktische Konsequenzen.

Mir begegnen sie in meiner jetzigen beruflichen Stellung als Plattform des Dialogs mit anderen Wissenschaften: Oft scheinen Menschenbilder die einzige Vergleichsbasis für den Dialog, denn was der Mensch ist, dazu wird doch wohl jeder Mensch was sagen können, das wird doch nicht so unterschiedlich – zumindest vergleichbar sein, oder? Schaut man genauer hin, merkt man, wie schwer es ist, die Menschenbilder der Medizin und der Pflege (was nicht das gleiche ist!), der Juristen, Ökonomen und Philosophen, der Pädagogen, Psychologen und Theologen aufeinander zu beziehen – zu unterschiedlich sind die Perspektiven, Ansätze, Erfahrungen, Deutungen – und doch sollte es derselbe Mensch sein.

Deutlich ist: Jede Bestimmung des Menschen, jedes Bild vom Menschen, jede Definition seines Wesens ist nicht objektive Wissenschaft, sondern vor allem Selbstdeutung, die in die eigene Welt- und Lebensdeutung eingebunden ist, abhängig von Religion und Kultur, von Lebenserfahrungen, -zielen und -sehnsüchten, von berufsständischen oder institutionellen Interessen.

Kurz: Die Frage nach dem Menschenbild ist eine Streitfrage, nur im Plural und im Dialog zu beantworten.

Die mir bekannten Definitionen – einige nannte ich zu Beginn – ziehen jedenfalls immer wieder dieselben Register, müssen zu denselben Themen Stellung beziehen, egal, ob sie sie nun in der Vorder- oder Hintergrund stellen:

- seine Ähnlichkeit bzw. seine Unterschiede zum Tier: Ist es wirklich das einzige Wesen, das lachen kann, das an Gott glauben kann, das spielen, tanzen, sprechen, dass Politik machen kann?
- seine Freiheit und Abhängigkeit bzw. Determiniertheit (von Genen und Erbmasse)
- seine Anpassungsfähigkeit bzw. Offenheit für unterschiedlichste Situationen
- seine „Kreativität“, d.h. seine Fähigkeit, Neues zu erfinden, gerade unter dem Druck der Not
- deshalb auch heute noch: der Vergleich mit Gott bzw. Gottesbildern (denn Kreativität kommt von „creare“ und das ist die wahrhaft göttliche Fähigkeit, aus dem Nichts etwas zu schaffen und – wie den Menschen – auf zwei aufrecht gehende Beine zu stellen)
- trotz seiner Weltoffenheit und Anpassungsfähigkeit seine offensichtliche Beschränktheit, seine Fehler und Grenzen, Ungenauigkeit und Bequemlichkeit, seine Dummheit und seine unwiderstehliche Neigung zum Leichtsinn
- seine Bestimmungen und Ziele (ist er wirklich das einzige Lebewesen, das um seinen Tod weiß oder das ein Zeitbewusstsein hat, das sich Ziele stecken kann?)
- seine Vernunft (Gott oder der Evolution sei Dank!) – bei offensichtlicher Unvernunft bei Kindern und Dementen (oder sind nur vernünftige, dh. zurechnungsfähige, Menschen Menschen im Vollsinn?)
- seine Egozentrik und Sozialität (haben nur Menschen Sprache? – haben es alle Menschen? Und was ist, wenn es einem die Sprache verschlagen hat?)
- sein bzw. ihr Mann- und Frausein, Kind- und Erwachsensein, sein Alter
- seine Abhängigkeit von Natur und Kultur und seine Fähigkeit, beide nach eigenen Vorstellungen zu gestalten

- seine Zusammensetzung: Geist-Seele-Wille-Körper – ja aber hat je einer die Seele beim Sezieren oder unter dem CT gefunden? Also zugespitzt: Braucht es Seelsorge, wenn es keine Seele gibt?
- sein Anfang und Ende: Ab wann ist man Mensch – ab wann ist man Leiche? Und wer darf da drüber befinden: sind das immer nur Ärzte? Früher war dieses Wissen Allgemeingut.
- Gleichheit bzw. Ungleichheit der Menschen bzw. die Vielfalt des Menschenmöglichen: die Frage, die ich aus Hephata mitgebracht habe: Wenn wir denn ein Menschenbild haben – passt es wirklich für alle Menschen oder schließt es auch Menschen aus? („lebensunwertes Leben“; biologischer – oder soll ich sagen pseudobiologischer Rassismus und Sozialrassismus). Wer eine Triage machen muss, welchen Menschen wird er höhere Priorität geben: Kindern, Schwangeren, Behinderten oder wehrfähigen jungen Männern?
-

All dies ist hoch interessant und sehr vielfältig bis weitläufig – so recht zum Verirren oder Verplaudern. Dennoch hoffe ich: Sie haben etwas von den Menschenbildern, die Sie kennen, wieder entdeckt oder erkannt.

Doch was ist davon interessant für unser Thema heute? Was könnte der praktische Sinn solcher – zugegeben etwas abgehobenen – Überlegungen sein?

(These:)

Nun, bewusst oder unbewusst, Menschenbilder steuern unser Verhalten. Je nach dem, was wir wie am Menschen sehen, lassen wir das eine und tun das andere.

Z.B.: Wer den Menschen nur als verletzten Körper sieht, wird anders (wenn überhaupt) zu ihm sprechen, als wenn es das eigene Kind ist. Wer den Verursacher eines Verkehrsunfalls nur als Sünder oder Bösewicht oder leichtsinnig-unverantwortlichen Kindskopf sieht, wird ihn anders behandeln als der, der schon mal einen Verkehrsunfall erlebt oder gar selber verschuldet hat. Wer Seele für ein verstaubtes alteuropäisches Wort ohne Realitätsbezug hält, wird Seelsorge auch nicht sinnvoll finden. Wer den Menschen zuerst als Individuum betrachtet, wird im Ernstfall das soziale Netz ignorieren, auch wenn es helfen könnte, usw.

Aus diesen Beispielen wird als Konsequenz dieser These vielleicht schon deutlich, **dass sich in Menschenbildern, die uns fremd sind, möglicherweise auch uns fremde und noch unbekannt Handlungsoptionen verbergen.**

Und das könnte im Notfall ja etwas Not-Wendiges, Not-Wendendes sein! Bzw. könnten uns bekannte Menschenbilder gar nicht so Not-wendend sein, wie andere Menschen es im Notfall brauchen – von ihren Erfahrungen, Voraussetzungen und Menschenbildern her.

Frank Schirmmacher hat in seinem neuen Buch „Minimum“ (Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft, München 2006) darauf hingewiesen, dass unter Extrembedingungen von Katastrophen die Wahl der Menschenbilder entscheidend für das Überleben ist. Eine Katastrophe analysiert er genauer, die eines Siedlertrecks, der in den Rocky-Mountains vorzeitig vom Winter überrascht und den Winter über in wüstenähnlichen Strukturen festgehalten wird (die sog. Katastrophe am „Donner-Pass“). Die besten Überlebenschancen haben nicht die lonely Cowboys, die starken und einsamen Helden, die auf ihre Kraft und ihren Erfindungsreichtum vertrauen können (also das Menschenbild, das uns die Hollywood-Western seit Jahrzehnten verkaufen), sondern die Familien, das was uns Filme und Soziologen als Auslaufmodell der Evolution verkaufen.

Wieso? Offensichtlich braucht es zum Überleben mehr als die Fähigkeiten der starken Helden zwischen 20 und 50. Und offensichtlich brauchen auch diese Männer mehr als ihre Stärke und Intelligenz – schon vor der eigentlichen Katastrophe war ein signifikant höherer Anteil als bei den Familien an Infektionskrankheiten gestorben (wieso sind Cowboys eigentlich nie krank?). Es braucht die Solidarität von Starken und Schwachen innerhalb einer nicht zur Wahl stehenden Gemeinschaft – das stärkt Starke und Schwache. Bei einer Brandkatastrophe in einem Hotel halfen sich nicht Freunde und Bekannte aus dem Feuer, sondern Familien untereinander. Obwohl Familien langsamer und träger sind, obwohl sie Alte und Kranke und pflegeintensive Kinder mit dabei hatten, erwiesen sie sich im Katastrophenfall als handlungs- und überlebensfähiger.

(Vor dem Folienwechsel hat jeder Zeit zu überlegen: Was ist mein Menschenbild – was sind meine 5 wichtigsten Stichworte dazu.)

2. Asymmetrische Menschenbilder im Einsatzgeschehen

Ich habe weit ausgeholt – nun wird es konkreter: Welche Menschenbilder zeigen sich in unserem Einsatzgeschehen, das ja nicht immer Katastrophencharakter hat?

Was dort zählt, sind Unterscheidungen:

1. Patient – Arzt
2. Helfer – Hilfloze Person/Hilfebedürftiger
3. Betroffener – Professioneller
4. Seelsorger – Client

5. Kompetenter – Inkompetenter bzw. bewusst- und orientierungslos
6. Handlungsfähig – handlungsunfähig
7. Mächtiger – Ohnmächtiger
8. Stark – schwach
9. usw.

Diese Unterscheidungen sind lebensrettend, überlebenswichtig. Sie mit dem zu Beginn genannten Gleichheitsargument (alle Menschen sind gleich) erschlagen zu wollen, ist widersinnig. Es gehört zu unserem ausgebauten System von Hilfsorganisationen dazu, dass sie von diesen Grundunterscheidungen leben und von daher ihre Existenzberechtigung ziehen. „Hilfs“-Organisationen müssen helfen können, und zwar denen, die Hilfe brauchen. Sonst werden sie ihrem Namen und Auftrag nicht gerecht.

Diese Unterscheidungen konstituieren das Einsatzgeschehen. Es ist ja eben nicht mehr wie beim barmherzigen Samariter, dass ca. jeder dritte Dahergelaufene irgendwie dilettantisch hilft und dem unter die Räuber Gefallenen Öl und Wein auf die Wunden gießt.

Wir handeln heute anders und warten auf das erste Einsatzfahrzeug. Die Spezies der Ersthelfer wird unter den Bedingungen eines ausgebauten Rettungssystems selten, denn aus Angst, etwas falsch zu machen und inkompetent was zu verwürgen, wartet man – mehr oder weniger zurecht – auf die Profis.

Ich vermute, der eine oder die andere von Ihnen hat es auch selber erlebt: Ohne Einsatzjacke und Einsatzfahrzeug und Erste-Hilfe-Koffer, also als Zuschauer oder Erstzeuge, ist man selber ziemlich schnell hilflos, vielleicht nicht so hilflos wie Nichtmitglieder von Hilfsorganisationen, aber doch irgendwann. Ohne Wasser und Feuerlöscher brennt ein Auto halt einfach weiter. Und so landet man selbst als Mitglied einer Hilfsorganisation relativ schnell auf der unangenehmen anderen Seite der Hilfebedürftigen.

Was heißt das für unsere Ausgangsfrage: Welches Menschenbild ist Notwendig für Notfallseelsorge und Krisenintervention?

Die Notwendend kann nur ein Bild vom Menschen sein, das ihm entsprechende Kompetenzen zutraut oder zuschreibt. Wer nicht über entsprechende professionelle Kompetenzen verfügt und sie sich mühsam aneignet, der hat in den Handlungsfeldern von Notfallseelsorge und Krisenintervention nichts verloren. Also gehört so ein Potenzial – als Potenzial, als Möglichkeit – zum Menschenbild dazu.

„Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott“ – Ja, Spezialisten verfügen sogar über die früher nur Gott zugeschriebene Fähigkeit, jemanden wieder zum Leben zu erwecken bzw. ihn ins Leben zurückzuholen. Gottgleiche Helden, die aus dem Feuer kommen und ein schreiendes Kind gerettet auf ihren Armen tragen. Solche Kompetenz mag ansatzweise bei vielen Menschen vorhanden sein, also ursprünglicher sozialer Impuls, als Mitleid bzw. Compassion. Oder als naturgegebene Fähigkeit, sich vom Leid anderer anrühren zu lassen und für dessen Linderung zu sorgen. Aber effektiv hilfreich ist sie nur bei Profis.

Wir haben hier also ein sektoriell gültiges Menschenbild, das mit einer so oder so beschreibbaren Grundunterscheidung arbeitet. Diese Grundunterscheidung übergehen zu wollen („Helfen kann doch jeder, muss auch jeder“) wäre dumm und töricht angesichts der offensichtlich beobachtbaren Hilfekompetenzen von Spezialisten.

Aber dieses sektoriell gültige Menschenbild hat zwei empfindliche Nachteile:

- a) Die Zahl der kompetenten Spezialisten wird immer weniger, weil – so das Naturgesetz aller Spezialisierungen – der Einzelne immer mehr über immer weniger weiß, m.a.W.: Echte Spezialisten für diesen oder jenen speziellen Notfall immer seltener werden bzw. es immer länger braucht und immer teurer wird, bis sie eingeflogen werden.
- b) Das zweite ist die mit dieser Grundunterscheidung gegebene Verführung der Macht und Machtausübung. Macht über Leben und Tod zu haben, kann nicht nur eine verdammte Last sein, es kann auch eine verdammte Lust sein, lebensrettender „Halbgott in weiß“ oder blau oder rot zu sein. Welche Probleme damit z.B. bei fehlschlagenden Suiziden mit Folgeschäden verbunden sein können, brauche ich Ihnen nur andeuten. Lebensrettung hilft nicht nur die Freiheit zu erhalten, sondern stellt auch Freiheitsberaubung dar. Die Freiheit bleibt (wohl auch juristisch gesehen) bei Sedierung, Fesselung o.a. erstmal auf der Strecke.

So ein sektoriell gültiges Menschenbild wird falsch oder zumindest gefährlich, wenn es nicht etwas gibt, was Helfer und Hilfebedürftige, Starke und Schwache, Kompetente und Inkompetente verbindet, die klärt, was die gemeinsame Basis zwischen beiden ist. Denken sie an den Siedlertreck am Donner-Pass! Kompetenz, Stärke und Intelligenz alleine reichten nicht aus. Offensichtlich braucht es auch noch andere Kompetenzen als die der professionellen Retter und „Ritter“.

Die, denen geholfen wird, das sind doch auch Menschen, oder? Man bekommt doch auch was zurück, oder? Es reicht nicht, zu sagen, es seien „Menschen“ (s. Teil 1). Es reicht auch nicht,

damit zu locken, sich in das von der DRK-Werbung beschworene „Abenteuer Menschlichkeit“ zu stürzen. Es ist tatsächlich ein Abenteuer, aber eins, bei dem keiner ohne Blessuren heraus kommt, auch nicht die Helfer.

3. Symmetrische Menschenbilder

Neben dem sektoriell gültigen und unverzichtbaren asymmetrischen Menschenbild brauchen wir – sozusagen – als Gegengewicht und Widerlager eines, das die Gleichheit, Gleichartigkeit und Gleichrangigkeit betont und so stark macht, dass die Unterschiede relativiert werden; die professionsspezifischen Unterschiede müssen sozusagen eingebettet und umfassen werden von einer starken Solidarität miteinander, die weiß: „Ich könnte auch auf der hilflosen Seite liegen“, „mir könnte das auch passieren“, „meine Güte, welches Glück hatte ich bisher bei meinen Verkehrsunfällen – es hätte auch anders ausgehen können“.

Ich habe das in einigen Einsatznachgesprächen erlebt, wenn die Wut und die Aggression gegenüber Unfallverursachern umschlugen in eigene Betroffenheit. Kernerkenntnis war jedes Mal, dass man selber schon kurz vor solchen Situationen war und nur etwas mehr Glück oder Zufall hatte und eben kein entgegenkommendes Fahrzeug erwischte, oder doch keine Herzinfarkt erlitt oder der Schuss, der sich zufällig löste, in eine andere Richtung losging. Ich halte solche Erkenntnisse und Einsichten, dass wir alle jederzeit plötzlich auf der Seite der Hilflosen, Ohnmächtigen, auch der der Behinderten, Schwachen, Armen und Hilfebedürftigen landen könnten, für essentiell. Das gehört zum Menschsein dazu, das gehört auch zum Helfersein dazu: wir selbst werden mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit früher oder später, plötzlich oder absehbar hilflos bis hilfebedürftig.

In der Ausbildung von Altenpflegern gehört seit einiger Zeit ein Kurs „instant aging“ dazu, in der man Handschuhe überzieht, eine mit Tesafilm beklebte Brille aufsetzt und vielleicht noch einen schlaganfallgeschädigten Arm auf den Rücken gebunden bekommt. Dann wird eine relativ leichte Aufgabe (Basteln oder Tischdecken) gestellt, um sich in den Körper und die Fähigkeiten von hochbetagten Menschen einzufühlen. Ähnliches erleben die Heilerziehungspfleger, wenn sie mit dem Rollstuhl durch die Stadt und in die Eisenbahn müssen. Eigentlich bräuchte es so was in jeder Hilfsorganisation, auch in der Notfallseelsorge: Wie ergeht es uns, wenn plötzlich jemand mit uns zu beten anfängt? Vor Erfahrungen der Hilfsbedürftigkeit können wir uns nicht drücken. Da werden wir nicht einmal gefragt. Da geschehen Dinge mit uns, auch wenn wir es nicht wollten, zumindest nicht alle Nebenfolgen in der Weise wollten. Wir sind nicht immer die Herren oder Helden im eigenen Haus, die Krone der Schöpfung, frei und autonom etc. – wir sind gelegentlich einfach

nur ziemlich erbärmliche Kreaturen – erbärmlich, weil zum Jammern, aber auch: weil erbarmungswürdig.

Aus solchen Einsichten wächst in den meisten Fällen ein anderes Handeln, eines, das von Wärme, Solidarität und Verständnis geprägt ist. Und das tut den Betroffenen, soweit ich es mitbekommen habe, in der Regel mindestens so gut wie eine ordentliche medizinische Versorgung.

Ein offenes Ohr, Geduld, Beistand, vorsichtiges Nachfragen, gemeinsames Suchen nach den nächsten Schritten und eben nicht Zutexten, Zuraten, Zupacken.

- Dazu braucht es eigene Stärke, aber eine, die sich selber zurückhalten kann.
- Dazu braucht es eine gute Immunabwehr, damit man sich von Angst und Grauen nicht anstecken lässt.
- Dazu braucht es Diskretion, damit man dem anderen nichts überstülpt, was er nicht braucht (aber man selber vielleicht in ähnlichen Situationen gebraucht hätte).
- Dazu braucht es echtes Interesse am Andern, tief gefühlte Verbundenheit, damit man wirklich herausbekommen kann, was er oder sie brauchen könnte, auch wenn sie es selber noch nicht wissen und sich erst sammeln und sortieren müssen, oder weil es unangenehme Menschen oder durch Not scham- und würdelos geworden.

Kurz: Dazu braucht es Liebe, echte Nächstenliebe. Donnerpass hin oder her – Nächstenliebe wächst natürlich zwar am besten in der Gemeinschaft der Nächstverwandten. Aber es eine Hauptaufgabe und Haupterrungenschaften der großen Religionen, diese ursprüngliche Solidarität auszudehnen auf alle Geschöpfe.

Wie kommt sie zustande? Nicht durch ein Selbstbild als Superheld oder Superhelfer o.a. Auch nicht als hilfloser Helfer, der andern das gibt, was sie selber bräuchten.

Zwar braucht es ein natürliches, gesundes Selbstbewusstsein, will sagen: Kenntnis der eigenen Stärken und Grenzen. Aber das reicht nicht.

Denn das kann im Ernstfall sogar unmenschlich werden, z.B. dann, wenn ich ganz professionell erkenne: „Hier kann ich nichts mehr machen, hier wäre eigentlich ein Pfarrer oder ein weiterer Notarzt nötig“. Wenn man sich ganz professionell zurückzieht und eben nicht bei einem Sterbenden bleibt, der dann alleine wegstirbt, ohne dass einer oder eine in seinen letzten Minuten bei ihm war. Human wäre gewesen, die Angst vorm Sterben und die Einsamkeit beim Sterben mit auszuhalten, Professionalität hin oder her – hier geht es um schlichte Menschlichkeit, zu der jeder Mensch fähig ist.

Damit das gelingt, muss für mich etwas dazukommen, und zwar eine Verhältnisbestimmung zwischen mir und den anderen, die mir zufällig nah kommen: Der Andere ist mein Nächster (so wie meine ‚nächsten‘ Verwandten). Ich *bin* (!) mit ihm verbunden, ob ich will oder nicht, unabhängig von meiner Entscheidung und meinen Wünschen. Ich *fühle* mich auch mit ihm oder ihr verbunden. Der andere *ist* mein Bruder oder die andere *ist* meine Schwester, weil wir einen gemeinsamen Vater haben. Und das ist nicht der Clan-Vater oder die Matrone der Sippe, der Patron oder der Chef, sondern der Vater im Himmel, der Vater (aller), der immer auch die Wesensmerkmale einer guten Mutter hat. Vor dem sind wir alle gleich. Dieser himmlische Vater, diese himmlische Mutter macht uns alle zu Brüdern und Schwestern, egal, ob wir das wollen oder nicht – Brüder und Schwestern kann man sich auch unter Blutsverwandten nicht aussuchen. Genauso wenig wie unsere Zeitgenossen und Mitgeschöpfe. Sie sind so, wie sie sind. Und wenn ich dagegen ständig rebelliere, steigen nur Bitterkeit und Frust. Ich muss schon alle so nehmen, wie sie sind, auch in welchem Zustand sie sind. Aber ich muss nicht alles so nehmen, wie es kommt.

Das ist unsere Situation. Und das ist keine Verdammnis, sondern unsere Aufgabe: Mit den Menschen, die in unser Leben treten, die gemeinsame Basis zu entdecken, den gemeinsamen Wunsch nach einem erfüllten Leben zu teilen. „Ich bin Leben inmitten von Leben, das leben will“, sagte Albert Schweizer.

Bei aller offensichtlichen Ungleichheit, unterschiedlichen Stärke und Schwäche, braucht es diese gemeinsame Basis der Solidarität, des Mitlebens und deshalb auch Mitleidens, des Füreinander-Daseins ebenso wie des Für-sich-selbst-sein-Könnens.

Das Wort „Humanität“ bzw. der Begriff „humanitäres Handeln“ meinte so etwas, wie diese gemeinsame Basis, die zugleich ein gemeinsamer Wert und ein gemeinsames Ziel ist. „Menschlich“ soll es zugehen, weil wir alle Menschen sind. Das kann man wohl auch ohne Rückgriff auf Gott so denken und formulieren, sei nun die Basis das Grundgesetz, die Menschenrechte oder eine andere Weltanschauung. Aber das ist meist eine sehr viel nüchternere Basis, die nicht so starke und tragende Gefühle von Solidarität und Compassion hervorruft.

4. Menschen- und Gottesbilder: wie geht Gott mit der Asymmetrie um?

Die im Einsatz augenfälligen und notwendig bleibenden Asymmetrien und Ungleichheiten werden also durch Bezug auf eine gemeinsame, noch größere Asymmetrie relativiert. Die Unterschiede zwischen uns Menschen sind viel weniger groß, wenn man bedenkt und

verinnerlicht, wie groß der Unterschied zwischen Gott und Menschen ist. Gott - das ist einfach eine andere Liga, Preisklasse oder Kategorie.

Erstaunlicherweise bleibt nun Gott nicht in dieser mehr oder weniger fernen Position eines himmlischen Vaters, der uns alle zu Brüdern und Schwestern macht. Offensichtlich reicht Ihm das nicht aus. Er dreht die Asymmetrie um: Er wird selber zum Hilfsbedürftigen, zum Ohnmächtigen, zum Fremden, zum Kranken, Gefangenen, Hungrigen, Durstigen, Sterbenden, ja zur Leiche am Kreuz, jedenfalls für die Christen unter uns.

Gott verbirgt sich also in dem, was das Gegenteil göttlicher Macht und Stärke ist. Gott versteckt sich im Leiden der Menschen. Gott selber leidet. Die Asymmetrie geht also in die andere Richtung.

Das ist das Geheimnis des Karfreitags und der Passionszeit. Es bleibt (auch für mich) ein schwer verständlicher Geheimnis, logisch vielleicht rekonstruierbar, in seinen Motiven erklärbar, aber auch auf Dauer schon recht befremdlich – befremdlich für Menschen anderer Religion und Menschen ohne Religion, weil der christliche Gott Mensch wird und als Mensch alle Niedrigkeiten und Erniedrigungen selber sozusagen am eigenen Leib, in Gestalt seines Sohnes, selber durchmacht.

Üblicherweise denken viele von uns es anders herum. Gott der Starke – wir die Schwachen, Gott der Mächtige und Verantwortliche – wie die dummen kleinen Menschen, Schäflein. Gott der Böse und Unberechenbare, der Katastrophen zulässt, wir die, die sie hinnehmen müssen, ohne zu wissen „Warum“.

Stiehlt sich Gott also auch seiner Verantwortung, wenn er sich leidend stellt? Manche sehen das so: Wieso soll nun auch noch Gott leiden und sterben? Es reicht eigentlich, wenn es die Menschen erleiden! Wenn Gott selber ohnmächtig ist, wer soll dann noch helfen? Wer kommt als helfende, das Leiden beendende oder verhindernde Macht noch in Frage?

Nun, auch wenn Gott leidet und einen jämmerlich-qualvollen menschlichen Tod stirbt, bleibt Er Gott, kann der Tod, unser Tod, das göttliche Leben letztlich nicht vernichten. Nach Karfreitag kommt Ostern. Nach dem Tod die Auferstehung. Denn Gott ist stärker als der Tod, sonst wäre er nicht wirklich Gott. Er kann den Tod – wenn er will – nicht nur verhindern (das können die meisten Götter). Er kann ihn sogar selber erleiden und dabei sterben. Aber er kommt zurück ins Leben. Er kann den Tod nicht nur vermeiden, er schafft es, durch den Tod hindurch zu kommen.

Aus dieser Karfreitags- und Ostererfahrung haben die ersten Christen eine für heute noch wichtige Konsequenz gezogen:

„Was ihr diesen meinen geringsten Brüdern oder Schwestern (die leiden, ohnmächtig, und hilfebedürftig sind) tut, das habt ihr mir getan.“ Gott hat sich im Leiden, in den Leidenden verborgen, sozusagen inkognito: Also können wir in diesen erbärmlichen Kreaturen Gott selber begegnen – wie gesagt, wenn wir das so sehen und glauben oder glauben und dann so sehen. Die Heilige Elisabeth hat es so gesehen und deshalb eines der ersten Hospitäler in Europa gegründet.

In denen, denen wir helfen, ist Gott gegenwärtig; die, die ja hilflos vor uns liegen, eingeklemmt sind, die Schmerzen haben, die von uns Rettung, Hilfe, Linderung erwarten, sind Gott. In denen schaut uns Gott an und erwartet angemessene Hilfe. Gott, der Kreator, nicht eine erbärmliche Kreatur.

5. Praktische Konsequenzen

Das ändert die Situation noch einmal von Grund auf, finde ich. Wenn ich in diesen Gestalten Gott wahrnehme (und das ist Sache meiner Wahrnehmung, das ist meine Entscheidung, mein Glaube, meine Verantwortung!), dann wächst in mir diesen Gestalten gegenüber etwas mehr Ehrfurcht, ja Ehrfurcht – die kann ich nicht einfach, so wie ich will, „behandeln“. Die muss ich fragen, was sie wollen, die muss ich ehren bzw. deren Ehre bzw. Würde wiederherstellen helfen, wenn sie in schamloser oder beschämender Lage nicht mehr für sich selbst sorgen können. Die kann ich nicht einfach allein krepieren lassen.

Gott macht sich von uns abhängig. Das fordert, das stärkt auch unsere Verantwortung. Es kommt wirklich auf uns, auf uns in diesem Moment an („da nützt alles nüscht“). Gott bzw. Gott in diesen Menschen braucht uns. Da hilft kein Fortlaufen – irgendwo wartet der nächste Hilfebedürftige, in dem sich Gott verborgen hat.

Freilich *erzwingt* das nicht unsere Hilfe all überall. Nicht jeder von uns muss oder kann jedem Hilfebedürftigen Hilfe leisten. Aber drücken, das geht nicht. Wenigstens Hilfe holen oder Hilfe organisieren und, wenn das nicht geht, zumindest die Einsamkeit aller Hilfebedürftigen mit aushalten, das können wir. Das sollen wir. Das ist unsere Verantwortung als Geschöpf Gottes, auch wenn Gott mal die Rollen tauscht oder die Seiten wechselt.

Für den Evangelisten Matthäus, der uns das Wort von den geringsten Brüdern überliefert hat, steht noch mehr auf dem Spiel. Er spitzt diesen Satz noch in zweierlei Hinsicht weiter zu:

1) In dem Gleichnis mit diesem Satz wissen die Menschen nicht einmal, dass sich Gott in den geringsten Brüdern und Schwestern verborgen hat – sie tun trotzdem das Notwendige. Und die, die es nicht tun, weil sie nicht wissen, kommen trotzdem in die Hölle. Unwissenheit schützt vor Strafe nicht. Es geht um eine gewisse Selbstlosigkeit, Selbstvergessenheit beim

Helfen und Beistehen. Nicht um Berechnung, nicht um das Überwiegen von professioneller Selbstkontrolle und Distanz. Es geht um Hingabe an diesen einen Menschen in seiner Not, um Beistand in dem, was für ihn notwendig ist.

2) Und gerade wenn wir nicht wissen, merken oder wahrnehmen, dass sich Gott in den hilfebedürftigen Menschen in dieser oder jener Not verborgen hat und doch das Nötige, das Notwendige, das Menschlich-Selbstverständliche tun, dann bekommen wir die Belohnungen ewigen Lebens.

Ich weiß zwar auch nicht, wie das ewige Leben genau aussieht und wie im einzelnen zwischen Profis und Ehrenamtlichen und Ersthelfern verrechnet wird – auch verrechnet mit den Situationen, wo wir nicht das Nötige taten. Aber so viel lasse ich für mich gelten: Das, was wir in diesen Situationen tun oder lassen, was diese dichten Momente bestimmt, was dort geschah oder nicht geschah, das bleibt. Das bleibt nicht nur unauslöschlich in unserem Gedächtnis, das hat sogar Ewigkeitswert. Das bleibt – zumindest für Gott – von unaufhebbarer Bedeutung.

Deshalb sollte es nicht verwundern: Solche Begegnungen mit Menschen in Not können auch mich verändern. Denn so eine Begegnung berührt und bewegt. Das darf sie auch, weil da – egal ob bewusst oder unbewusst – noch andere Mächte im Spiel sind als die vordergründig sichtbaren.

Sie dürfen auch bewegen, wenn wir mal nicht mehr retten oder helfen konnten. Auch wenn ich inzwischen der Überzeugung bin, dass es immer etwas zu tun gibt, was die Not, die Angst, die Einsamkeit, die Ohnmacht und die Schuld von betroffenen Menschen lindern oder tragen hilft. Wir können die Not nicht abstellen, aber wir können die Qualität der Beziehung zu den Betroffenen beeinflussen, und zwar glaube ich in *jedem* Fall.

Und wenn wir das getan haben, was wir ganz menschlich oder ganz fromm, bewusst oder unbewusst unserem Nächsten schuldig (schuldig!) waren, wenn wir darauf vertrauen, dass auch andere Menschen so glauben und handeln, dann sind wir selber wunderbar aufgehoben in einem Netz, das nicht reißen kann, weil Gott – je nach dem wie wir wollen – seine schützende Hand über uns hält oder uns tragend hält, gleich ob er selber oder mit Hilfe anderer Menschen, die für uns Nächste werden. Auch wir dürfen, auch wir werden in Situationen kommen, in denen wir nicht weiter wissen, nichts tun können, aber auch in diesen Situationen sind wir von guten menschlichen oder überirdischen oder überirdisch-menschlichen Mächten behütet (wer will, wer kann das entscheiden?)

Vor zwei Monaten feierten viele Menschen den 100. Geburtstag von Dietrich Bonhoeffer. Er hat in einem Gedicht viel von dem, was ich Ihnen sagen wollte, ausgedrückt. Er hat es wohl auch selber erlebt. Gott selber erscheint bei ihm in ganz unterschiedlichen Rollen:

- als Macht, von der wir Hilfe erwarten, Errettung als Krankheit, Schuld und Tod
- als Ohnmächtiger, der unseren Beistand braucht
- als dann doch wieder Mächtiger, der zu uns kommt.

Christen und Heiden

1. Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.
So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.

2. Menschen gehen zu Gott in Seiner Not,
finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,
sehnen ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod.
Christen stehen bei Gott in Seinen Leiden.

3. Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt den Leib und die Seele mit Seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod,
und vergibt ihnen beiden.

(vor dem 8.7.1944)

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Kameradinnen und Kameraden, so gehen bei Christen letztlich Menschen- und Gottesbild durcheinander. Kein Wunder, wenn Gott selber Mensch wird und unser Schicksal am eigenen Leib erleidet. Dieser Glaube ändert unsere Wahrnehmung. Diese Wahrnehmung ändert unsere Handlungsoptionen und dies verändert die Situation. Glaube kann die Welt verändern, aber nur von innen heraus.